

Von Genen, Träumen und einer kleinen weißen Kugel

Benedict Wells: *Fast genial*. Roman. Zürich: Diogenes 2011, 336 S.

Trotz seiner erst 27 Jahre ist Benedict Wells kein Unbekannter in der deutschen Literaturszene: Seine Werke *Becks letzter Sommer* (2008) und *Spinner* (2009) haben ihm nicht nur den Bayrischen Kunstförderpreis 2009, sondern auch eine stetig wachsende Leserschaft eingetragen, und seit das *heute journal* ihn und seinen neuen Roman *Fast genial* (2011) am 22. August 2011 mit einem eigenen Beitrag gewürdigt hat, dürfte sein Name auch vielen Nicht-Lesern ein Begriff sein.

Entsprechend hoch sind die Erwartungen an ein Werk, das den Inbegriff künstlerischer Kreativität und Originalität, das Genie, bereits im Titel trägt. Bei der Lektüre zeigt sich jedoch rasch, dass Genialität und Genie unter den Themen und Motiven des Romans nur eine untergeordnete Rolle spielen. *Fast genial* ist ein literarisches *road movie*, eine klassische *coming of age story*, in der die Suche des Protagonisten nach seinem Vater in Wahrheit die Suche nach der eigenen Identität und einem Platz in Welt und Leben repräsentiert.

Worum geht's? Francis Dean, 17, lebt mit seiner manisch-depressiven Mutter in einem heruntergekommenen Trailerpark am Rand der amerikanischen Kleinstadt Claymont, dreißig Meilen entfernt von Jersey City, New Jersey, an der Ostküste der USA. Als seine Mutter einen Selbstmordversuch unternimmt, erfährt Francis, dass er seine Existenz nicht einer beliebigen Affäre verdankt, wie er bisher dachte, sondern einem exzentrischen Experiment: In den achtziger Jahren hatte ein amerikanischer Milliardär für seine ‚Samen-

bank der Genies‘ das Sperma diverser Nobelpreisträger gekauft, um damit eine neue genetische Elite hochbegabter Kinder zu züchten und so der zunehmenden Verdummung der Menschheit entgegenzuwirken. Francis ist eines dieser Retortenkinder, und dieses Wissen ändert sein Selbstbild und damit zugleich seine Weltwahrnehmung: Wie kann er ein perspektivloser Versager sein, wenn er von einem Genie abstammt und dessen Erbgut teilt? Muss er da nicht über ein ungeheures Potential verfügen, das er bisher nur nicht hat nutzen können? Auf der Suche nach Antworten macht sich Francis auf eine Reise quer durch die Vereinigten Staaten; denn er ist fest davon überzeugt, allein die Begegnung mit diesem Mann, den er zunächst nur als ‚Donor James‘ kennt, werde sein Leben von Grund auf verändern:

Francis hatte das Gefühl, er müsse seinen Vater nur einmal anschauen, nur einmal kurz mit ihm sprechen, ihn nur einmal berühren, und schon würde sich sein ganzes Leben verändern. Dann wäre er endlich in der Lage, sein Potential auszuschöpfen und seine Mutter und sich selbst zu retten (S. 253).

Dieser Satz ist für das Verständnis des Romans von zentraler Bedeutung, denn er erhellt die Motivation Francis Deans: Er will ein Leben ändern, es zu etwas bringen, mehr sein als ein *loser* aus dem Trailerpark. Wie ihm das gelingt, spielt letztlich keine Rolle: Ein Genie zu sein erscheint ihm als eine

Möglichkeit, eine andere ist, es auf irgendeine Weise zu sehr viel Geld zu bringen. Da ist es nur konsequent, dass das Glücksspiel zu den wichtigsten Motiven des Romans gehört: Er beginnt mit einem Münzenwurf, der darüber entscheiden soll, ob ‚alles gut ausgehen‘ wird oder nicht, und endet in einem Spielcasino in Las Vegas, wo der Protagonist den Gewinn des gesamten Abends, über 500.000 Dollar, auf Schwarz setzt. Beide Szenen bleiben in der Schwebelage, denn Francis deckt die Münze nicht auf, und der Roman endet, als die Kugel fällt.

Gerade diese Parallelisierung von Geld und Genie zeigt, dass der Begriff des ‚Genies‘ in *Fast genial* zu einer Leerformel geworden ist. Auf der Ebene des Romans ist der einzige Maßstab der Genialität der Intelligenzquotient, und für den Protagonisten bedeutet ‚Genie‘ – genau wie ‚sehr viel Geld‘ – nichts anderes als die (scheinbare) Möglichkeit, aus seiner perspektivlosen Existenz auszubrechen. Vorstellungen wie Kreativität, Inspiration oder die geheimnisvoll-gottgleiche Irrationalität des schöpferischen Prozesses, die traditionell mit dem Genie assoziiert werden, spielen keine Rolle mehr, und es wird nicht einmal die Frage gestellt, welche Eigenschaften und Fähigkeiten ein Genie auszeichnen (müssten), die in einem überdurchschnittlich hohen IQ zum Ausdruck kommen.

Auf seine Reise begleiten den Protagonisten die schöne und geheimnisvolle Anne-May, die wegen Selbstmordversuchs im selben Krankenhaus wie seine Mutter behandelt wird, und in die Francis sich verliebt, und sein bester Freund Grover, ein sozial inkompetenter *nerd*. Gemeinsam fahren sie in Grovers altem Auto von Claymont nach New

York, durch den Mittleren Westen nach Las Vegas und dann weiter an die Westküste, über San Francisco und Los Angeles bis nach Tijuana in Mexiko, immer auf der Spur des genialen Wissenschaftlers ‚Donor James‘. Sie betrinken sich und baden nackt im Hotel-Pool, besuchen den *Grand Canyon*, wo Grover es mit einem waghalsigen Sprung auf einen Felsen zu einiger Berühmtheit bringt, ehe er in Las Vegas seine Jungfräulichkeit an eine angejahrte Stripperin verliert, weil Francis ihr sein letztes Geld zusteckt („sechshundvierzig Dollar und ein paar Münzen“). Sie treffen einen jungen Mann, der ebenfalls eines der Retortenbabys war und als Wunderkind alle Hoffnungen seines Schöpfers zu erfüllen schien, den ‚Chefeugeniker‘ der ‚Samenbank der Genies‘, der leider zu alt und dement ist, um von irgendwelchem Nutzen zu sein, und schließlich sogar Dr. Ian Doble alias ‚Donor James‘.

Dass dieses Treffen nicht so abläuft, wie Francis es sich vorgestellt hat, und nicht die Folgen zeitigt, die er sich erträumte, ist vorhersehbar – wie manches andere in diesem Roman. *Fast genial* befasst sich mit grundlegenden menschlich-gesellschaftlichen Themen: Bestimmt das Umfeld die Entwicklung eines Menschen, oder seine genetische Disposition? In welchem Verhältnis steht das Individuum zur Gesellschaft? Darf die Wissenschaft, zumal die Genetik, alles tun, was sie tun kann, oder hat sie sich ethisch-moralischen Ansprüchen zu unterwerfen und ihren Wissensdrang zu zügeln? Doch so reizvoll und aktuell manche dieser Fragen auch sind, werden sie in gleicher Weise behandelt wie die Genie-Thematik: Die Auseinandersetzung bleibt meist an der Oberfläche, nur selten

zeigt sich die Eigenschaft guter Literatur, Vertrautes aus neuer Perspektive zu beleuchten und damit überraschende, unkonventionelle Antworten und Denkanstöße zu geben. Das hängt auch damit zusammen, dass Handlungsverlauf und Charakterzeichnung reichlich konventionell daherkommen. Das eklatanteste Beispiel ist Grover, der als wandelndes Klischee gezeichnet ist: Er ist „der größte Nerd, den Francis kannte“ (S. 23), wird in der Schule gemobbt, weil er rumläuft wie ein „Streberclown oder ein psychopathischer Kanarienvogel“ (S. 116), ist dabei aber natürlich „ein Informatikgenie mit ausgezeichneten Noten und einem überragenden IQ“ (S. 23), auf den ein Studienplatz in Yale und eine gesicherte Existenz warten. Oder aber das geniale Wunderkind Alistair Haley, dem seine Begabung und sein früher Ruhm kein Glück gebracht haben, das mit der Aufmerksamkeit und den an es gestellten Erwartungen nicht zurechtkommt und sich nun als gesellschaftlicher Außenseiter inszeniert, alle Angebote der *Ivy League* Universitäten ausschlägt, um an einem völlig unbekanntem College Religionswissenschaften zu studieren und als Geschäftsführer in einem vegetarischen Restaurant zu arbeiten. Und natürlich ist der Chefeugeniker Friedrich von Waldenfels ein Österreicher, von dem es heißt, er habe während des Zweiten Weltkriegs für die Nazis gearbeitet ... eine Tatsache, die im Roman keinerlei literarische Funktion erfüllt, sondern sich als eine der Spuren erweist, die ins Leere führen.

Am stärksten ist *Fast genial* immer dann, wenn die Ereignisse, *road movie* und Teenager-Drama zugleich, in den Hintergrund treten. Die Abenteuer der drei ungleichen Reise-

gefährten sind zwar unterhaltsam und schwungvoll erzählt, und als Leser will man immer wissen, was wohl als nächstes passiert, doch sind es die Selbstreflexionen des Protagonisten, in denen der Roman über reine Unterhaltungsliteratur hinausgeht: Wenn Francis sich selbst mit den Replikanten aus dem Film *Blade Runner* (1982) identifiziert, künstlich erschaffenen Wesen, die sich äußerlich in nichts von Menschen unterscheiden, aber mit einem konstitutiven und unaufhebbareren Mangel behaftet sind, dann wiegt dieser Vergleich und die wenigen Zeilen luzider Introspektion viele Seiten Reiseabenteuer, ungelentker Erotik und jugendlicher Eifersucht auf:

Er und die anderen Kinder waren von *Irren* in die Welt gesetzt worden [...], von zwei Wahnsinnigen, die geglaubt hatten, man könne Genies wie Tiere oder Pflanzen züchten. Und nun bezahlten sie alle den Preis für diese Dummheit mit ihren verkorksten Leben. [...] Eigentlich waren sie nichts anderes als Replikanten. Sie sahen aus wie echte Menschen, redeten und fühlten wie echte Menschen, und doch waren sie irgendwie unvollständig, und es würde sie immer etwas von ihnen unterscheiden. [Hervorh. i. Orig.] (S. 272f.)

Der letzte Teil von *Fast genial* spielt zweieinhalb Jahre nach Ende der großen Reise, und anders als die vorherigen – ‚Las Vegas‘ und ‚San Francisco‘ – ist er nicht mit einem Städtenamen überschrieben, sondern mit ‚Amerika‘, was den Anschein umfassenderer Gültigkeit erweckt und ihm schon dadurch ein höheres Gewicht verschafft. Francis ist erwachsen geworden, übernimmt Verantwor-

tung, arbeitet hart und scheint auf dem besten Wege, es aus eigener Kraft zu etwas zu bringen und sich aus dem Trailerpark zu befreien. Und doch steht er am Ende des Romans nicht als Vorarbeiter auf dem Baugerüst, sondern in Las Vegas an einem Roulette-Tisch. In der Welt der roten und schwarzen Felder, der grünen Null und der kleinen weißen Kugel setzt er seine gesamte Existenz aufs Spiel: „Er würde hier entweder als Millionär rausgehen oder am Ende sein“ (S. 296), würde sich am nächsten Tag entweder zur Armee melden oder seinen Traum verwirklichen, mit seiner Mutter und Anne-May an die Westküste zu ziehen. Das Leben erscheint ihm als Glücksspiel, und Las Vegas ist das Mekka dieses Weltbildes, denn „nur an einem so kranken Ort wie diesem bekam ein Versager ohne Perspektive wie er die Chance, das zu tun, was er mit harter Arbeit, Fleiß und Aufrichtigkeit niemals schaffen würde: die Chance, sein Leben zu ändern.“ (S. 308) Auch am Ende stellt *Fast genial* noch einmal eine der großen Fragen, mit denen die Literatur sich seit Jahrhunderten beschäftigt, die Frage nach den Chancen und Wahlmöglich-

keiten des Individuums innerhalb der Grenzen, Konventionen und Ansprüche einer Gesellschaft, die auf das Glück des Einzelnen gewöhnlich wenig Rücksicht nimmt. Wieder bleibt die Frage unbeantwortet, doch was bei der Behandlung anderer Themen in anderen Zusammenhängen dieses Buches als Schwäche erscheint – das Unvollständige, nur Angedeutete, das unerfüllte Potential und die Spuren, die nirgendwo hinführen –, kann in diesem Kontext als Qualitätsmerkmal gelten: Eine Frage wie diese *muss* unbeantwortet bleiben, und der starke letzte Teil, in dem von der allzu bekannten Highschool-Atmosphäre der vorherigen Kapitel nichts mehr zu spüren ist, lässt nach dem Zuklappen des Buches einen nachdenklichen Leser zurück.

Benedict Wells' neuer Roman ist flüssig geschrieben, unterhaltsam zu lesen, stellenweise spannend, interessant und regt gelegentlich sogar zum Nachdenken an. Aufgrund der genannten Schwächen ist er aber weit davon entfernt, auch nur *fast genial* zu sein.

Bamberg, Christian Baier